



Am Ende der Nacht hängen die Köpfe tief über den Red-Bull-Dosen. Sie haben geahnt, dass es bitter enden könnte, aber so? „Das ist peinlich“, sagt Amir. „Was haben sie gegen uns?“, sein Freund Rashid. Sie haben für diese Geschichte neue Namen bekommen.

Niedergeschlagen sitzen die drei Burschen in einer schicken Wasserpfeifenbar. Es qualmt süß, die Gäste tanzen Hip-Hop, bestellen Runden. Die Frauen sind spärlich bekleidet. Mit dieser Welt kommen die Burschen selten in Berührung: Niemals hätte sie der Türsteher hier reingelassen, wenn sie nicht einen Österreicher kennen würden, der den Besitzer kennt.

In den Monaten vor dieser Nacht haben viele Berichte und Beschwerden über diskriminierende Methoden von Gürtellokalen die Runde gemacht. Meist ging es um Türsteher, die Gäste wegen deren Hautfarbe abweisen. Meist waren das Burschen, die aussehen, als würden sie aus Nordafrika oder Südasiens stammen. Die Vorwürfe trafen nicht nur vornehme Cocktailbars und Billigdiscos, sondern auch alternative Lokale, die für ihre Weltoffenheit und emanzipatorische Haltung geschätzt werden.

Als Lokalzusammenschluss namens „Gürtel-Connection“ sammelten die Betreiber Geld für Flüchtlingsprojekte. Aber feiern dürfen hier nur Hiesige? Was ist los am Gürtel? Wie rassistisch ist das Nachtleben? Wie erklären die Lokalchefs ihre Türpolitik? Zeit für einen Versuch.

„Die kommen hier nicht rein“

Wie rassistisch entscheiden die Türsteher vor Wiens Gürtellokalen? Ein Test bringt bittere Erkenntnisse

REPORTAGE: LUKAS MATZINGER

Es ist ein paar Minuten vor Sonntag, der Falter hat drei Burschen – zwei stammen aus Afghanistan, einer aus der Türkei, zwei sind 19 und einer 20 Jahre alt – an den Gürtel geladen. Sie erscheinen aufgemascherlt, tragen Hemden, schöne Schuhe, Frisuren wie aus dem Katalog.

Die Versuchsanleitung: Fortgehen. Zwischen den U6-Stationen Thaliastraße und Nußdorfer Straße haben die Burschen versucht, in elf bekannte Gürtelbars und -clubs zu kommen. Jeweils einige Minuten später haben drei junge österreichische Männer dasselbe versucht. Es beginnt die lange Nacht der Diskriminierung.

Und zwar beim Club Loco nahe der Nußdorfer Straße. Das Barkonzept ist radikal, die Cocktails kosten bis 20 Uhr einen Euro, dann steigen die Preise stündlich. Das Interieur ist billig, einfach zu ersetzen. Es ist ein Lokal, in das 19-Jährige gerne gehen. Würden.

Am Samstagabend steppt der Bär, um diese Uhrzeit ist der Laden mit den gefährlich bunten Getränken schon in der Gewinnspanne. Als der kleine, aber starke Türsteher Amir und seine Freunde sieht, zögert er keine Sekunde: „Nur für Stammgäste“, sagt er und schüttelt den Kopf. Drei Minuten später öffnet er der österreichischen Kontrollgruppe bereitwillig die Tür, obwohl keiner von ihnen jemals hier war.

Warum macht er das? Vielleicht hat sein Chef eine Erklärung. Ein Stockwerk über dem Wahnsinn namens Loco sitzt der Be-

treiber Agtisch, er k vo nach W tet, daneb mit Gesch Fernseher Kameras

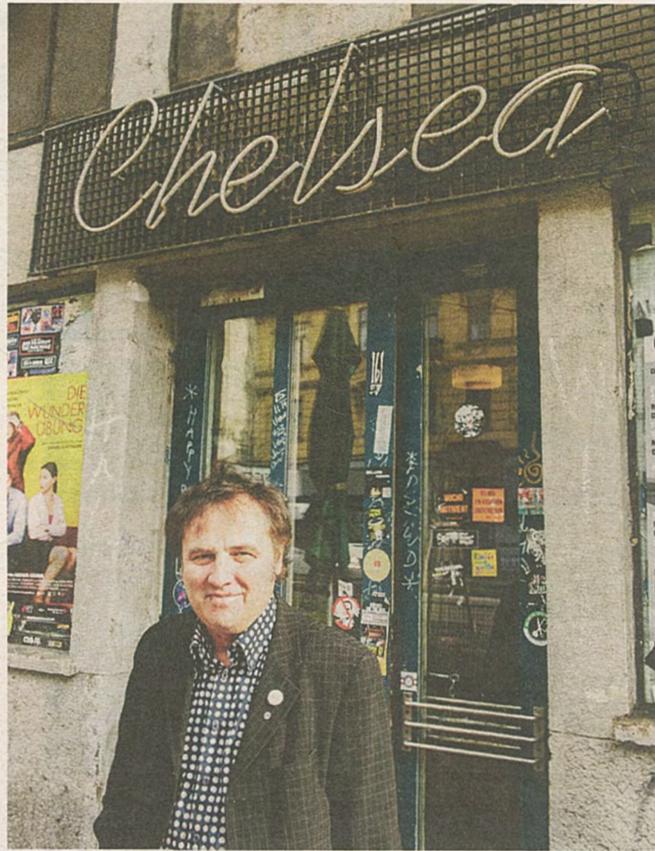
„Das L er. Studer sie seien Darüber h keine Vor Fehler. An ne Schläg auch irger

Dass a Test keine Kenntnis. hören. Er schirm un „Siehst du teste Men sagt er, da re Gruppe

In and zur Ableh beiter der nennt wer stimmte s es sich le die wir n nicht rein sei, sei es uns Oster bel“, sagt

Amir, Rashid und Cem sind 19 bzw. 20 Jahre alt und haben eigentlich andere Namen. Von elf Gürtellokalen verwehrten ihnen acht den Eintritt

FOTOS:
PATRICK
RIESER



*Ein paar kommen eh rein,
aber nicht zu viele.
Wir sind keine Rassisten,
wir sind Punkrocker*

OTHMAR BAJLICZ, CHELSEA

treiber Agron Hoxha hinter seinem Schreibtisch, er kam vor 20 Jahren aus dem Kosovo nach Wien. Er wird von Kellnern bewirtet, daneben spricht sein Geschäftspartner mit Geschäftspartnern. Auf einem großen Fernseher überwacht Hoxha die acht HD-Kameras in und vor seinem Lokal.

„Das Loco ist ein Studentenlokal“, sagt er. Studenten hätten Zeit und Manieren, sie seien sein Zielpublikum, sagt Hoxha. Darüber hinaus mache er seinen Türstehern keine Vorschriften: „Jeder Mensch macht Fehler. Andererseits gibt es bei uns fast keine Schlägereien, also müssen die Securitys auch irgendetwas richtig machen.“

Dass auch die drei Österreicher in dem Test keine Studenten waren, nimmt er zur Kenntnis. Von Rassismus will er aber nichts hören. Er wählt Kamera 5 auf seinem Bildschirm und zoomt auf einen Gast mit Bart. „Siehst du den? Er ist Ägypter, und der netteste Mensch hier“, sagt Hoxha. Am Ende sagt er, das Problem seien vor allem größere Gruppen von jungen Männern.

In anderen Lokalen steht das Personal zur Ablehnung. Wie der mürrische Mitarbeiter der Cocktailbar Coco, der nicht genannt werden will. Er beruft sich auf unbestimmte schlechte Erfahrungen und macht es sich leicht: „Eine Gruppe von Arabern, die wir nicht kennen – die kommen hier nicht rein.“ Sobald ein Österreicher dabei sei, sei es leichter. Dann poltert er los: „Mit uns Osteuropäern wart ihr nicht so sensibel“, sagt er, als wäre es plausibel.

Der Versuch

Drei Burschen aus Afghanistan und der Türkei haben versucht, in elf Gürtellokale zu kommen. Nach ihnen probierten drei junge Österreicher dasselbe

Die Lokale Weberknecht, Nox und Passion gewährten allen sechs Zutritt

Im Loft, Chelsea, Coco, B72, Loco und Escalera durften die drei Österreicher feiern, Amir und seine Freunde nicht

Die Clubs Fania Live (überfüllt) und Raina (Privatfeier) lehnten alle sechs ab

Im Prinzip erfüllen Türsteher als Kuratoren eine lebenswichtige Funktion jedes Clubs. Sie sind entweder vom Lokal beschäftigt oder von einer Security-Firma angemietet und üben das Hausrecht des Betreibers aus. Sie selektieren das gewünschte Publikum und sind präventiv für die Sicherheit im Lokal verantwortlich. Sie verjagen Schwererziehbare aller Art und befrieden Bezechte, neben denen man kein Streichholz anzünden wollte. In Berlin und St. Pauli sind manche Türsteher über die Jahre selbst zu Ikonen geworden.

In Österreich brauchen Türsteher keine Ausbildung oder Prüfung. Die meisten Lokaltreiber und Security-Firmen unterrichten ihre Mitarbeiter selbst in Notwehrrecht, Eskalation und gewaltfreier Kommunikation. Nur eines sind Türsteher nie: demokratisch. Sie sind ihrem Augenschein überlassen und entscheiden schnell, wen sie für gefährlich oder geeignet halten. Das Gesetz räumt ihnen bei der Ablehnung von Gästen Fantasie ein: Hässliche Tattoos, eine krumme Körperhaltung, fortgeschrittenes Alter oder alte Turnschuhe können legitime Gründe sein, den Einlass zu verweigern.

Verboten sind nach dem Gleichbehandlungsgesetz nur drei Diskriminierungsgründe: Wegen der Ethnie, des Geschlechts oder einer Behinderung darf „der Zugang zu Gütern und Dienstleistungen, die der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen, nicht eingeschränkt werden“. Für Orte wie Damen-

saunen, die eine geschützte Atmosphäre erfordern, sind Ausnahmen vorgesehen. Für Discos und Bars nicht.

Wer einen solchen Diskriminierungsfall zur Anzeige bringt, hat vielleicht ein langes Verfahren vor sich, aber gute Erfolgschancen. Bisher sprachen österreichische Gerichte Abgewiesenen jeweils um die 1000 Euro Entschädigung vom Lokaltreiber zu.

Zurück an den Gürtel. Die Nacht ist hell, in wenigen Tagen ist Vollmond. An der tiefurbanen Fortgehmeile Gürtel gibt es nicht nur ausdruckslose Bars mit Namen wie Loco und Coco, sondern auch Beisln mit Charakter, die sich mit ihrer Rocktradition und „Fuck FPÖ“-Stickern schmücken.

Zum Beispiel das B72. Hier spielen angesagte Bands ihre ersten Österreich-Konzerte, an den Wochenenden lernen einander leiwannde Leute kennen. In diesem Umfeld müssten eigentlich auch Amir und seine Freunde Obdach finden.

„Heute Privatveranstaltung“, lässt sie der Türsteher knapp wissen. Für die österreichischen Männer gilt das dann nicht.

Drei Tage später ist Krisensitzung im B72. Der Chef heißt Ernst Weingartner, Lederjacke, graues Haar, bis vor kurzem hätte man gesagt: Typus Peter Pilz. Er hat seinen Kommanditisten, die Barchefin und den Türsteher dieses Abends zusammengetrommelt. Er fühle sich zu Unrecht verurteilt, sagt Weingartner. Jeden Abend seien Asylwerber in seinem Lokal. Sein Lokal sei „eindeutig nicht rassistisch. Wir haben immer bei Ute Bock mitgemacht.“

Warum durften die Burschen hier nicht feiern? „Vielleicht habe ich sie mit jemandem verwechselt, der einmal Stress gemacht hat“, sagt der Security-Mitarbeiter. Seit acht Jahren steht er hier auf Honorarbasis. In dieser Zeit habe er einen Instinkt entwickelt. „Ich merke, ob jemand nur feiern will oder ob er auf einer Mission ist.“

Auf einer Mission? Langsam erzählen die vier von dem, was in ihrem Lokal in den vergangenen Monaten passiert ist. Im Sommer sei eine Bande von ungefähr 20 jungen Asylwerbern organisiert um den Gürtel gezogen, um zu stehlen. „Wir hatten Wochenenden mit 80 Taschendiebstählen“, sagt Weingartner. „Das geht doch nicht.“ Die Polizei sei den Anzeigen nicht hinterhergekommen. Irgendwann seien Stammgäste daheim geblieben und kaum mehr Frauen im Lokal gewesen. An den Wochenenden habe er den halben Umsatz gemacht.

Deshalb habe Ernst Weingartner seine Türsteher gebeten, genauer hinzuschauen. Nun seien sie vorsichtiger, gerade bei Gruppen ab drei Männern. Im Zweifel lassen sie die Gruppe herein und beobachten sie genau. „Ist das ein Überlebensinstinkt oder Diskriminierung?“, fragt der Barmann Manuel Zwischenberger.

Dann beginnt seine junge Kollegin zu erzählen, über ihr Arbeitsleben am Gürtel. „Ich weiß manchmal nicht, was ich machen soll“, sagt sie. „Männer starren mich an, hauen mir auf den Arsch, sagen, sie fänden es geil, wie ich putze.“ Dann öffnet sich auch der erst grimmige Security: „Du weiß nicht, was das für ein Gefühl ist, wenn Mädchen kommen und weinen, weil sie belästigt wurden.“

Ähnliche Geschichten erzählt Mike Tscholl, er ist der Besitzer vom Club Loft bei der Thaliastraße. Das Loft war immer bekannt für seine offene Türpolitik. Nach vielen Nächten vieler Belästigungen und gestohlener Handys hat er seine Türsteher

Fortsetzung nächste Seite

Fortsetzung von Seite 41

zu Jahresbeginn angewiesen, strenger zu sein. Auch im Loft durften Amir und seine Freunde nicht zu der angeblichen Privatparty kommen. Die drei österreichischen Burschen waren scheinbar eingeladen.

Die Erzählungen dieser Betreiber klingen mitunter schauerhaft. Ist der Gürtel wirklich so gefährlich? Was soll man dagegen tun? Wissen die Unternehmer nicht Bescheid, bevor sie hier ein Lokal eröffnen?

Heute mag das unwirklich klingen, aber nach dem Krieg war der Gürtel eine Prachtstraße des kleinen Mannes. Die Fassaden waren noch elfenbeinfarben, der Gürtel war die lebenswerte Grenze zwischen Innen- und Vorstadt, mit Stadtbahnviadukten von Otto Wagner persönlich.

Ein paar Jahrzehnte später war der Gürtel die am stärksten befahrene Landesstraße Österreichs, in den Erdgeschoßräumen hatten sich Peepshows angesiedelt, Sexarbeitsrinnen warteten vor den verslumten Zinshäusern auf Kundschaft. Die Stadt lagerte ihre Laster hierher aus, es war eine Freizeitleile von internationaler Hässlichkeit.

Jetzt sind noch ein paar Jahrzehnte vergangen, und der Gürtel wurde wieder zur Problemzone. Nachdem Suchtkranke und ihre Dealer erst vom Schweden-, dann vom Karlsplatz verschucht worden waren, siedelte sich entlang des Gürtels eine Drogenszene an. Die untersten Glieder der Handelskette gehen auf und ab und wollen verkaufen. Dazu kommen Kleinkriminelle aller Art.

Auch wegen dieser Bilder am Gürtel beschloss der Nationalrat mit 1. Juni 2016 eine Novelle des Suchtmittelgesetzes: Das öffentliche Dealen war nun mit Freiheitsstrafen bedroht.

Die Belastung für den Gürtel sank, aber verschwand nicht. Die Wiener Polizei ist mit ihrer Präsenz vor Ort zufrieden, sie könne das „Festsetzen einer kriminellen Szene“ verhindern, auch die Bevölkerung hat die Novelle positiv zu spüren bekommen, ein Sprecher verweist auf viele Festnahmen und Ermittlungserfolge.

„Es gibt am Gürtel drei Probleme“, sagt Othmar Bajlicz, „Drogenhandel, Diebstähle und sexuelle Belästigung. Leider gibt es alle drei auch in meinem Lokal.“ Bajlicz ist der Chef des Chelsea, die Bar ist seit insgesamt 32 Jahren eine Institution alternativer Konzerte und Partys in Wien.

Gerade das Chelsea wurde zuletzt immer wieder von enttäuschten Gästen wegen einer rassistischen Türpolitik angeprangert und boykottiert. Othmar Bajlicz versteht das nicht: „Wir sind keine Rassisten, wir sind Punkrocker“, sagt er und: „Ich bin so rot, ich habe sogar den Hundstorf gewählt.“ Bajlicz spricht laut, im anderen Raum ist Soundcheck. Er ist 65 Jahre alt, sieht aber erheblich jünger aus.

Bajlicz breitet ausgedruckte E-Mails von Gästen und Bewertungen von Touristikwebsites aus. Sie stammen von Frauen, die im Chelsea belästigt oder bestohlen wurden. In vielen Fällen von Asylwerbern. Immer wenn er ein solches Mail bekommt, ruft er den Chef der Securitys an, die seine Tür bewachen. Sie mögen in Zukunft „weniger von dieser Klientel in das Lokal lassen. Ein paar kommen eh rein, aber nicht zu viele.“

An diesem Abend wären Amir und seine Freunde „zu viel“ gewesen. „Zu viele Männer“ seien im Club, hat ihnen der Security vor dem Chelsea beim Test gesagt. Die drei österreichischen Männer lässt er ohne Weiteres passieren.



Erst vor kurzem haben wir es versucht: eine Nacht im Chelsea ohne Selektion an der Tür. Das war eine Katastrophe

ROLAND LEHNER,
EVENT SAFETY



Wir können doch nicht einfach sagen: „Hey, du schaust aus wie ein Taschendieb, du bleibst draußen“

TONI
SCHÖFMANN,
WEBERKNECHT

FOTOS:
PATRICK
RIESER

Die drei Burschen geben sich Mühe in Österreich, Cem ist vor zehn Jahren aus der Türkei gekommen, seine beiden Freunde vor fast fünf Jahren aus Afghanistan. 2015 bekamen die beiden Asyl. Alle drei sprechen schönes Deutsch, sie sind Friseurlehrlinge im zweiten Lehrjahr. Die drei mögen Österreich: „Sobald ich für zwei Tage fortfare, vermissen ich Wien“, erzählt Rashid.

Dabei wird es ihnen hier nicht immer leicht gemacht: In der Disco Praterdome seien sie nach Reisepässen gefragt worden, erzählen sie, beim Donauinselfest seien sie alle 100 Meter von Polizisten kontrolliert worden. Das Wien, das sie beschreiben, ist unwirtlich und kalt. Die Lust aufs Tanzen ist ihnen schon einige Häuser vor dem Chelsea vergangen. So eine Nacht deprimiert.

„Ich weiß, für Außenstehende ist es manchmal unverständlich und Oasch, was wir machen“, sagt Roland Lehner. Er gründete 2012 die Firma Event Safety, heute bewachen seine 80 Frauen und Männer unter anderem das Wuk, die Grelle Forelle, die Arena und das Chelsea. „Stichfeste Westen tragen wir nur am Gürtel“, sagt Lehner.

Im Gespräch enttäuscht Lehner die klischeehaften Erwartungen bezüglich eines Cheftürstehers. Er wählt grün und hat einmal Ethnologie studiert. Das Logo seiner Firma ist eine buddhistische Komposition, Lehner ist spirituell. Sein Frauenteam hat den Marsch der feministischen Burschenschaft Hysteria begleitet. Er selbst hasst Türselektion und meidet Lokale mit Türstehern.

„Bei eurem Test sind wir durchgefallen, und ich bin nicht stolz darauf“, sagt

Ein solcher Test kann Schwächen haben. Die Burschen aus Afghanistan und der Türkei waren ein wenig jünger und anders gekleidet als ihre österreichischen „Nachfolger“, aber jedenfalls gepflegter. Alle drei Burschen seien nie in einem dieser Lokale gewesen, sagen sie. Kein Türsteher hat sich auf einen dieser Gründe berufen

er und erzählt von seiner Arbeit: von zwei schwerverletzten Kollegen in drei Wochen. Von mitunter kriegsähnlichen Zuständen in Gürtellokalen. Mit einer Bierflasche könne man so viel anrichten.

„Erst vor kurzem haben wir es versucht: eine Nacht im Chelsea ohne Selektion an der Tür. Das war eine Katastrophe“, sagt Lehner. Gäste seien bestohlen worden, eine Gruppe von Burschen habe Mädchen eingekreist und bedrängt. Die Mitarbeiter hätten sich beschwert. „Und wenn du die Vorgaben des Auftraggebers nicht erfüllst, hast du ein Problem“, sagt Lehner.

Für ihn könne es nur eine Lösung geben: Mehr Personal in den Lokalen. Im Chelsea sitzen an den Wochenenden zwei Securitys an der Tür, einer ist drinnen. „Wenn es im Lokal eskaliert, ist mein Kollege allein. Da wird man an der Tür ein wenig vorsichtiger“, sagt er. Nur: Mehr Securitys kann sich der Chelsea-Chef Othmar Bajlicz genauso wenig wie die meisten anderen Lokalbetreiber leisten.

Also lassen die Türsteher so wenige Menschen wie möglich in den Club, die sie nicht unmittelbar einschätzen können. „Ich kann mir vorstellen, wie schlimm das sein muss, diese Mühen und dann auch noch diskriminiert zu werden“, sagt Lehner. Sein Wunsch wären zwei Euro Eintritt, damit könnte man zusätzliche Securitys finanzieren. Eintrittsgelder widersprächen aber dem Geist der Gürtellokale. Wenn jemand Vorschläge hat, wie es besser gehen könnte, möge er sich bei ihm melden, sagt er.

Vielleicht haben die Leute vom Weberknecht eine Idee. Das Weberknecht ist mit der Bar Nox und der Disco Passion eines von drei Lokalen, das die Burschen in diesem Test passieren ließ. Acht andere verwehrten ihnen den Zutritt. Sechs davon ließen aber die Gruppe von Österreichern eintreten.

Das Weberknecht vis-à-vis dem Chelsea ist ein Kuriosum: Transvestiten, Goths und alte Seemannern feiern gemeinsam zwischen gruseligen Comicbildern. Der Chef heißt Toni Schöfmann, ist 36 und hat, so sagt er, 1994 seine erste Party veranstaltet.

Seit zehn Jahren gehört ihm das Weberknecht, er betreibt es mit seiner Ex-Freundin Marina Lucić. Lucić hat im Politikwissenschaftsstudium eine Seminararbeit über Rassismus in der Gastronomie geschrieben. Den Türstehern im Weberknecht hat sie einen klaren Auftrag gegeben. Sie sprechen jeden Gast an: „Hallo, wie geht's?“ Wenn er nicht aggressiv, betrunken oder sonst wie verdächtig reagiert, wird er eingelassen.

Natürlich gebe es auch im Weberknecht Probleme. Marina Lucić hat viel erlebt: „Die Leute glauben, weil du in der Bar arbeitest, können sie dich anstarren, dich blöd anreden und dich berühren“, sagt sie. Das habe aber nichts mit der Hautfarbe zu tun.

Der große Wunsch der beiden seien mehr Polizisten und Streetworker am Gürtel. Jemand, der diese Leute auffängt. Die Hecke vor dem Weberknecht ist inzwischen weg, da haben die Dealer immer ihre Drogen versteckt. Und seitdem sie Kameras im Lokal haben, wird auch weniger gestohlen.

An den Wochenenden beschützen zwei Mann an der Tür und zwei im Lokal das Weberknecht. Sie sollen alles genau beobachten und schnell handeln, sagt Schöfmann. „Ich kann mir eigentlich auch keine vier Securitys leisten.“ Das Weberknecht werfe kaum Gewinn ab, „aber wir können doch nicht sagen: ‚Hey, du schaust aus wie ein Taschendieb. Du bleibst draußen.‘“